Wolfsberg im Spiegel seiner Denkmäler

von Monika Gschwandner-Elkins

Wolfsberg, die drittgrößte Stadt Kärntens, befand sich lange Zeit im Besitz des Bistums Bamberg und kam erst 1759 durch Kauf an die Habsburger und zum Haus Österreich. 1973 durch Gemeindezusammenlegungen zu einer Großgemeinde herangewachsen, die von der Koralpe im Osten bis zur Saualpe im Westen reicht, zeigt sich der Großraum Wolfsberg mit seinen über 60 Ortschaften heute als eine dynamische Region mit einem wertvollen kulturellen Erbe.

Schon zur Zeit der Römer herrschte im Lavanttal reges wirtschaftliches und kulturelles Leben, was zahlreiche Römersteinfunde selbst in den höher gelegenen Orten der Gemeinde, u. a. in Reisberg, Preims, Prebl und Preitenegg, beweisen. In Wolfsberg waren die Funde besonders reich und interessant. So lässt sich beispielsweise ein römerzeitliches Grabbaurelief an einem Strebepfeiler an der Nordseite der Wallfahrtskirche in Gräbern entdecken, welches einen Offiziersdiener zeigt; ist an der nördlichen Außenmauer der Pfarrkirche St. Marein unter einem der Kirchenfenster ein Grabbaurelief mit der Darstellung einer tanzenden Mänade und im westlichen Kirchengiebel ein römerzeitlicher Kopf eingemauert, wobei letzterer wohl Teil eines Rundmedaillons gewesen sein dürfte; und an der nördlichen Kirchenaußenmauer der Stadtpfarrkirche von Wolfsberg ist die Darstellung eines Schreibers, welcher der Tracht seiner Zeit gemäß mit einer Toga bekleidet ist, zu sehen.

Fotos (6): Monika Gschwandner-Elkins

Nach der Zeit des slawischen Karantanenreiches gewannen im 8. Jahrhundert bayerische und fränkische Einflüsse an Gewicht, bis das Gebiet ein Teil des fränkischen Reiches und 976 schließlich ein eigenständiges Herzogtum Kärnten wurde. Für die weitere Entwicklung von Wolfsberg von weitreichender Bedeutung war, dass es wahrscheinlich schon 1007 an das Bistum Bamberg gelangte, in dessen Besitz es 750 Jahre verblieb. 1178 wurde erstmals eine Burg in Wolfsberg erwähnt. Um den unterhalb der Burg gelegenen Maierhof entwickelte sich ein Handelsort. 1289 galt die Siedlung bereits als Stadt. Der bambergische Bischof Werntho machte Wolfsberg 1328 zum Sitz des bambergischen Vizedoms für die gesamten Kärntner Besitzungen und verlieh Wolfsberg am 30. September 1331 auch die Stadtrechte.

Als Vorort der bambergischen Herrschaften in Kärnten durfte Wolfsberg seit 1295 das Wappen des Hochstiftes – einen mit einem Schrägrechtsfaden belegten steigenden Löwen – führen. Noch im Mittelalter wandelte sich das Wappentier jedoch - wohl in Anlehnung an den Ortsnamen – in einen Wolf, bereits in den Farben Gold und Schwarz. Die vom 2010 verstorbenen Künstler Karl Schüßler unter dem Titel „Wolfsberger Wölfe" entworfenen Edelstahlskulpturen in den Kreisverkehren der drei Ortseinfahrten von Wolfsberg nehmen zum Wappen der Stadt Bezug und sollen zugleich an die einstigen Stadttore erinnern. So zeigt die Verkehrsskulptur an der Wolfsberger Südeinfahrt einen liegenden Kopf - der Schädel zählt zu den charakteristischen Symbolen des Künstlers Karl Schüßler - und darüber einen Wolf, das Wappentier der Gemeinde Wolfsberg. Die 7,5 m hohe Metallplastik wiegt 800 kg. Sie wurde von Karl Schüßler gemeinsam mit dem Wolfsberger Schlossermeister Franz Hornof geschaffen. Für die Oberfläche verwendete man Waldensteiner Eisenglimmer. Der Wolf ist auf beiden Seiten mit blauen Neonröhren versehen, die gemeinsam mit der Straßenbeleuchtung eingeschaltet werden. Ausführende Firmen waren die Fa. Kresta aus St. Andrä und die Fa. Schwing aus St. Stefan im Lavanttal.

Zurück ins 14. Jh: 1338, also nur wenige Jahre nach der Verleihung der Stadtrechte, wurden die Juden erstmals aus Wolfsberg vertrieben. An ihr Schicksal erinnern gleich mehrere Denkmäler in der Stadt, die alle im Stadtzentrum zu finden sind. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der sogenannte Judenstein, welcher ursprünglich mitten in der Lavant auf

einem Felsen aufgestellt war und sich heute unweit des Rathausparkplatzes in einem Teich neben der Lavant befindet. Auslöser der blutigen Judenverfolgungen in Wolfsberg in den Jahren 1338 und 1348/49 waren laut Überlieferung Gerüchte über jüdische Hostienschändungen.

Tatsache ist, dass die Kirche „Zum Heiligen Blut", die ihren Ursprung angeblich dem erwähnten „Wolfsberger Hostienwunder" verdankte, in der 1. Hälfte des 14. Jhs. erbaut und 500 Jahre später, gegen Ende des 19. Jhs. geschleift wurde, um dem Neubau des Rathauses Platz zu machen. Bei Grabungsarbeiten wurde ein Säulenrest aus der erwähnten Kirche gefunden und zur Erinnerung am Rathausplatz aufgestellt. Sowohl die Altäre als auch einige Wandbilder der einstigen Heiligblutkirche wurden in die Dreifaltigkeitskirche von Wolfsberg überstellt und bilden dort heute noch den Großteil der sakralen Einrichtung. Darunter befindet sich auch ein vierteiliges Tafelbild aus dem 18. Jh., das die Geschichte des so genannten „Hostienwunders" von Wolfsberg erzählt.

Auf halbem Weg zwischen dem Judenstein und dem Säulenrest der Heiligblutkirche befindet sich eine im Jahr 2000 geschaffene Judengedenktafel. Diese besteht aus einer auf einer rechteckigen Metallplatte angebrachten gravierten Glastafel und weist auf das Schicksal mehrerer Einzelpersonen und eines Dutzends jüdischer Familien im Raum Wolfsberg hin. Zur Enthüllung der Gedenktafel am 9. April 2001 wurde die gebürtige Wolfsbergerin Anny Junek, geb. Gross, eingeladen. Sie war zum damaligen Zeitpunkt vermutlich die einzige noch lebende unmittelbar Betroffene der Ereignisse rund um die Vertreibung der Wolfsberger Juden durch die Nationalsozialisten.

Wieder zurück zur Chronologie der Wolfsberger Geschichte und ins 15. Jh.: Nach Streitigkeiten der Bamberger mit den jeweiligen Herren der nahegelegenen Burg Hartneidstein, dem Sitz des landesfürstlichen Gerichts, die sich über Jahrhunderte hinwegzogen, erlangte Bamberg schließlich 1449 auch die Blutsgerichtsbarkeit. Die im Zuge dieser Auseinandersetzung erbauten starken Stadt- und Burgbefestigungen schützten später nicht nur gegen die Ungarn, sondern auch gegen die Türkeneinfälle.

Nachweislich kamen die Türken 1473 auf einem ihrer Eroberungszüge in das Lavanttal. 1478 versuchten sie Wolfsberg einzunehmen, scheiterten jedoch an den Befestigungsanlagen und an der Entschlossenheit des Bamberger Vizedoms Georg von Schaumburg. Obwohl die Türken Wolfsberg niemals eingenommen haben, gibt es eine Legende zum „Türkensporn" am Haus Nr. 13 in der Sporergasse. Diesen soll ein türkischer Reiter hier verloren haben. Tatsache ist vielmehr, dass in der Sporergasse einst Sporenschmiede arbeiteten und lebten und es sich beim Sporn am Wohnhaus um ein altes Hauszeichen handeln dürfte. Die Bewohner der Ortschaft Lading konnten sich leider nicht so erfolgreich wie die Stadtbewohner Wolfsbergs gegen die

Türken wehren. Zwar hatten sich die Bauern der Umgebung schutzsuchend hinter der Kirchenmauer verschanzt, um sich von dort aus zu verteidigen. Doch gelang es den Türken in den Kirchhof einzudringen und alle zu erschlagen. Im Gedenken an dieses Unglück wurde später vor der Kirche ein Bildstock, das sogenannte Wirtkreuz, errichtet. Es soll genau an jener Stelle stehen, bis zu welcher das Blut der Ermordeten aus dem Kirchhof floss. Kaum war die Türkengefahr gebannt, folgte die Pest, die im Lavanttal in den Jahren zwischen 1570 und 1716 immer wieder epidemisch auftrat.

Fortsetzung auf Seite 8

Fortsetzung von Seite 7

1571 scheint Wolfsberg von der Pest „arg heimgesucht", bei den späteren Epidemien jedoch von der Seuche verschont geblieben zu sein. Zum Dank dafür ließen die Wolfsberger Bürger die noch heute am hohen Platz stehende 5 m hohe Pestsäule errichten, die am 8. Dezember 1718 geweiht wurde. In der Umgebung von Wolfsberg gibt es bis heute zahlreiche Pestkreuze, die einst über den Gräbern der Pesttoten errichtet wurden und zu steinernen Zeugen der dramatischen Ereignisse jener Jahre geworden sind. Dazu zählen u. a. das 6-eckige Pestkreuz von 1711 in St. Michael, das Pestkreuz in Altendorf und das Schmerlaibkreuz nördlich von St. Marein ebenso wie das Pestkreuz in St. Margarethen, das bereits 1614 entstand. Aber auch das ganz entlegene Hoftomannkreuz in Waldenstein geht auf diese Zeit zurück. Der Legende zufolge überlebte im 17. Jh. beim Hoftomann nur ein einziger Bewohner die Pest.

Abgesehen von der Pest brachte das 16. Jh. auch einen großen gesellschaftlichen Umbruch mit sich. Wolfsberg wurde ein Zentrum der Reformation. Die damaligen Besitzer von Schloss Bayerhofen, die Brüder Freydl, standen in enger Beziehung zu den Ungnads von Sonnegg, vor allem zu Johannes, dem Besitzer der Burg Waldenstein, der eine eigene Druckerei zur Verbreitung der evangelischen Schriften auch in slowenischer Sprache besaß. Bayerhofen war ein Refugium für die Protestanten. Die protestantischen Gottesdienste in der zum Schloss gehörenden Kirche zur „Heiligen Dreifaltigkeit" waren sehr gut besucht und es wurden hier in der Gegenreformation trotz größter Schwierigkeiten evangelische Geistliche beherbergt. Der größte Teil der Bevölkerung war für das Luthertum.

Ab 1584 gab es keine Begünstigungen für Protestanten mehr, 14 Familien wanderten aus. Der Vizedom Georg von Stadion führte die Gegenreformation durch, ließ die Schlosskapelle von Bayerhofen abreißen und siedelte 1634 die Kapuziner in Wolfsberg an. Ab 1690 spielte der Protestantismus im Lavanttal kaum noch eine Rolle. Unter den Steinskulpturen im Arkadenhof von Schloss Bayerhofen befinden sich der Kopf des Mathias Freydl, Wappensteine der Familien Freydl und Amon, Löwenköpfe sowie Portraitköpfe von Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. Letztere wurden aus Dankbarkeit für die den Anhängern der Lehre Luthers im Jahr 1555 gewährte Religionsfreiheit nach 1564 hier angebracht. Eine aufwendig gestaltete Grabplatte der Brüder Georg und Bartlmä Freydl (Freidl) lässt sich an der Nordseite der Stadtpfarrkirche in Wolfsberg entdecken. Mathias Freydl selbst fand seine letzte Ruhestätte bei der von ihm erbauten protestantischen Kirche in Bayerhofen, die im Zuge der Gegenreformation zerstört wurde.

Vieles ließe sich noch über die insgesamt 561 dokumentierten Klein- und Flurdenkmäler

der Gemeinde Wolfsberg erzählen, doch würde dies den vorgegebenen Rahmen sprengen. So seien nur noch zwei wichtige Themen aus der Geschichte Wolfsbergs exemplarisch herausgegriffen:

Während des 2. Weltkrieges lag in Wolfsberg eines der größten Kriegsgefangenenlager der Ostmark, das Stalag XVIII A, wo bis zu 48.000 Gefangene direkt in Wolfsberg oder bei einem der unzähligen Arbeitskommandos untergebracht waren. Der heute noch in St. Johann im Lavanttal vorhandene Friedhof ist ein stummes Zeugnis dafür. Zwischen den Jahren 1941 und 1945 wurden am Lagerfriedhof St. Johann offiziell 121 Kriegsgefangene beerdigt, wobei 46 sowjetische und vier polnische Kriegsgefangene nach Aufzeichnungen des „Schwarzen Kreuzes" noch heute hier begraben sind. Im Juni 2012 fand die Neusegnung des russisch-polnischen Soldatenfriedhofes im Ortsteil St. Johann statt, der vom Österreichischen Schwarzen Kreuz neu adaptiert wurde. Die Generalsanierung nahm acht Wochen in Anspruch und kostete 50.000 Euro.

Die Arlinggrabenstraße wurde übrigens während des 2. Weltkrieges zum größten Teil mit französischen Kriegsgefangenen aus dem Mannschafts-Stammlager „Stalag XVIII A", welches in Wolfsberg stationiert war, gebaut und hat daher den Beinamen „Rue de France" erhalten. Eine bescheidene steinerne Gedenktafel mit der Jahreszahl 1942, die in einer

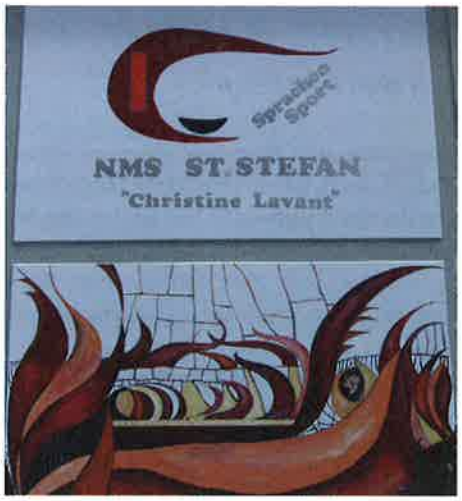
Kurve ca. 25 m westlich vom Rainhoferkreuz in Richtung Arlinggraben auf der südlichen Straßenseite angebracht ist, erinnert daran. Die Kriegsgefangenen, die für den Bau der Straße nach Lading eingeteilt wurden, waren damals im Stadl von Schloss Himmelau untergebracht.

An der oberen Seite der Natursteinmauer beim Garten des Wohnhauses Theißenegg 9 erinnert eine in Beton geschriebene Inschrift an französische Kriegsgefangene, die hier im Jahr 1941 als Zwangsarbeiter ebenfalls im Straßenbau eingesetzt wurden. Die französische Inschrift ist gezeichnet mit 22. Juli 1941, Mathieu Rene.

Denkmäler stehen nicht nur für Krieg, Krankheit und Tod, sondern sie erinnern auch immer wieder an große und berühmte Persönlichkeiten. Dazu zählt zweifelsohne die Lavanttaler Schriftstellerin Christine Lavant, deren Geburtstag sich am 4. Juli 2015 zum 100. Mal jährte. Christine Lavant, eigentlich Christine Habernig, wurde am 4. Juli 1915 als Christine Thonhauser in Groß-Edling bei St. Stefan im Lavanttal als neuntes Kind des Bergarbeiters Georg und seiner Frau Anna geboren und wuchs in Armut auf. Durch ihre Krankheiten (Skrofulose, Lungentuberkulose) behindert, konnte sie keine über die Bürgerschule hinausreichende Bildung erwerben, aber auch keine schwere körperliche Arbeit verrichten und verdiente ihren Lebensunterhalt - bis zu ihrer späteren Anerkennung als Schriftstellerin - mit Strick- und Webarbeiten. Die meiste Zeit ihres Lebens verbrachte sie in größter Zurückgezogenheit in ihrer Wohnung in St. Stefan im Lavanttal. Nach Ablehnung eines unter ihrem bürgerlichen Namen Thonhauser an den Grazer Leykam Verlag geschickten Romanmanuskriptes vernichtete sie 1932 ihre bis dahin entstandenen literarischen Arbeiten. 1939 heiratete sie den um 30 Jahre älteren Josef Habernig. Ihre literarische Tätigkeit nahm sie erst 1945 unter dem Schriftstellernamen Lavant wieder auf, als erstes Buch erschien die Erzählung „Das Kind" mit stark autobiographischem Bezug. Es folgten die Erzählung „Das Krüglein" und der Gedichtband „Die unvollendete Liebe" (1949).

Ab Mitte der 1950-er Jahre verkehrte Christine Lavant mit dem Komponisten Gerhard Lampersberg und seine Frau Maja und war immer wieder am Tonhof in Maria Saal zu Gast, dem geistigen und kulturellen Zentrum im Kärnten der 1950-er Jahre. Dort traf die Dichterin unter anderem auch auf den jungen Thomas Bernhard und Peter Turrini. Mit dem Gedichtband „Die Bettlerschale" (1956) gelang Christine Lavant der Durchbruch in der literarischen Öffentlichkeit, es wurden ihr die ersten Preise zuerkannt. Christine Lavant verstarb am 7. Juni 1973 in Wolfsberg an den Folgen eines Schlaganfalls.

In St. Stefan lassen sich die Lebensstationen von Christine Lavant bis heute nachverfolgen. Am südlichen Ortseingang befindet sich die Bäcklkeusche, das Geburtshaus von Christine Lavant. Der einstige Wohnraum der Familie wird heute als Garage genutzt. Unweit der Bäcklkeusche in westlicher Richtung befindet sich das Anwesen der Familie Juri. Auch hier lebte die Schriftstellerin für einige Zeit.



Das ehemalige Kaufhaus Lintschnig wurde schließlich ihr langjähriger Wohnsitz. Von Heimweh geplagt, kehrte sie nach diesem kurzen Intermezzo wieder nach St. Stefan in das Lintschnighaus zurück, wo eine Gedenktafel an der Hausfassade an Christine Lavant erinnert.

Das Ehrengrab der Schriftstellerin am Friedhof von St. Stefan ziert ein Mondkreuz aus Metall, geschaffen vom Kärntner Bildhauer Heinz Glawischnig. Am Grab der Dichterin, das vom Wolfsberger Ehepaar Lintschnig gepflegt wird, ist zu lesen: „So nah ging mir die Nacht noch nie/im Halbtraum beuge ich das Knie/helf ihr das Mondkreuz tragen." In der Neuen Mittelschule St. Stefan, wo sie einst zur Schule ging, ist ihr eine Dauerausstellung gewidmet. Diese ist während der Schulzeit öffentlich zugänglich.